30 — 1901

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd



Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Aus freudelosem Hause.

Roman von Edward Stilgebauer.

(Fortsetzung.)

„Darf man die Bücher auf den Stuhl legen?" fragte sie dann. „Ich weiß es noch von meinem lieben Vater, die Männer sind so sonderbar mit ihren Büchern; da darf man ihnen nichts in Unordnung bringen. Und wir Frauen haben doch so keine rechte Idee davon, warum so ein Buch gerade auf diesem und nicht auf jenem Fleck liegen soll."

„Sie scherzen über eine weitverbreitete Schwäche," antwortete Paul, indem er ihr behilflich war, die Bücher von dem Tische abzuräumen. „Wir Männer sind nun einmal alle mehr oder weniger Tyrannen und wollen unseren Willen durchgesetzt wissen, auch ohne daß wir manchmal einen stichhaltigen Grund dafür haben."

Inzwischen hatte sie das weiße Tuch über den runden Tisch gedeckt.

„Eigentlich ist es ja ein glücklicher Zufall, daß Grete so lange ausbleibt," sagte er auf einmal. „Mein Abendessen wird mir um so besser munden, wenn Sie die Güte haben, mir es vorzusetzen."

Kaum hatte er dies gesprochen, so fühlte er, daß er etwas recht Banales gesagt habe, und sah auf Thilda, als fürchtete er, für ein so seichtes Kompliment die gebührende Rüge zu empfangen. Aber ohne zu antworten, eilte sie wieder hinaus in die Küche, aus der sie mit Tellern, Messern, Gabeln und einer Serviette zurückkam. Dann brachte sie auf einem großen Brette die Abendmahlzeit. Sie hatte alle Hände voll zu thun, bis sie alle die Tellerchen und Schüsseln auf den Tisch gesetzt hatte, während er ihr zufrieden lächelnd zusah.

„Jetzt wird doch nichts fehlen," sagte sie mit fröhlichem Lachen, „und nun wünsche ich recht guten Appetit und einen guten Abend."

Er hatte seinen Sessel vor den runden Tisch gerückt und strich ein Butterbrötchen, während sie sich bereits zur Thüre wandte. So schnell konnte er sie doch nicht gehen lassen. „Es ist aber nicht lieb von Ihnen," sagte er scherzend, „daß Sie das so kurz und bündig abmachen. Wo kommt denn unser Plauderviertelstündchen hin, wenn Sie jetzt schon gehen, da die Mutter sich doch schon zu Bett gelegt hat? Sie werden sich doch nicht fürchten vor mir?"

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte sie in ruhigem, gelassenem Tone. „Was sollte ich wohl zu fürchten haben?" Sie sagte das letztere mit einer ganz leisen Wehmut in ihrer Stimme.

Er hatte es wohl bemerkt und antwortete: „Lassen wir diese Scherze, Fräulein Frank! Setzen Sie sich dort auf das Sofa und lassen Sie uns unser Plauderviertelstündchen hier abhalten; drüben wird doch heute nichts daraus, wenn Ihre Frau Mutter schon zur Ruhe gegangen ist."

Nachdem sie eine Weile wortlos einander gegenübergesessen hatten, sagte er auf einmal: „Sind Sie mir böse, Fräulein Frank, wenn ich eine Frage an Sie richte, die vielleicht von einem andern indiskret erscheinen möchte und auch mich am Ende bei Ihnen in den Verdacht der Neugierde bringt?"

Sie sah ihn aufmerksam an, begierig zu hören, was da wohl herauskommen möchte.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „ich bin so ein sonderbarer Grübler, und wenn ich irgend einen Punkt finde, in dem mir Widersprüche entgegenzutreten scheinen, dann habe ich keine Ruhe, bis ich eine befriedigende Lösung für dieselben gefunden habe. Sie müssen mir aber gleich versprechen, daß Sie mir meine offene Frage nicht übel nehmen und daß Sie mir, falls es Ihnen zu antworten unangenehm sein sollte, einfach sagen, daß Sie meine Frage nicht beantworten wollen. Wollen Sie das?"



Die neue Handelshochschule in Köln. (Mit Text.)

Sie wurde immer aufmerksamer; das mußte ja etwas ganz Merkwürdiges sein, was er da auf dem Herzen hatte, was er da von ihr wissen wollte.

„Wenn es in meinen Kräften steht, Herr Richter,“ erwiderte sie ihm in aller Ruhe, „will ich Ihnen die Antwort auf Ihre Frage nicht schuldig bleiben.“

„Ich kenne Sie schon lange,“ hub er wieder an, „und niemals habe ich mir darüber klar werden können, warum eine Frau wie Sie, mit allem Talente, mit allem, ich möchte geradezu sagen Instinkte für die Häuslichkeit ausgerüstet, warum eine solche Frau nicht geheiratet hat . . . Glauben Sie nicht,“ fügte er gleich hinzu, „daß ich mich unbefugt in ein Geheimnis hineindrängen will. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie mir nicht zu antworten brauchen, wenn Sie nicht wollen. Ich frage Sie nur, weil ich es im Interesse der Männer schon oft bedauert habe.“

Es war einige Augenblicke ganz still im Zimmer. Thilda hatte den Blick zur Erde gesenkt. Endlich schlug sie die Augen, in denen zwei helle Thränen glänzten, voll zu ihm auf und, ihn ruhig ansehend, begann sie mit klarer, fester Stimme: „Ich will Ihre Frage beantworten, weil auch Sie mir Vertrauen entgegengebracht und mir Ihre Geschichte erzählt haben. Ein Vertrauen ist des andern wert. Ich sage Ihnen nicht, daß ich manche Partie hätte machen können, wenn ich nur gewollt hätte, es sei mir aber keine gut genug gewesen, wie es wohl manche alte Jungfer thut . . .“

Er machte eine abwehrende Bewegung und wollte sprechen; allein sie fuhr fort, noch ehe er zu Worte gekommen war: „Man nennt uns doch einmal so auf der Welt, und ich empfinde keinen besonderen Abscheu vor diesem Worte. Doch jetzt zu meiner Geschichte; sie ist kurz und einfach wie die Ihrige, eigentlich noch viel kürzer, aber auch viel schrecklicher, weil sie einem guten, lieben Menschen das Leben gekostet hat.“

Er sah sie an, teilnahmsvoll fragend.

„Er war Mediziner,“ fuhr sie fort; „er sollte, nachdem er sein Staatsexamen gemacht, in Hamburg die Stelle eines Assistenzarztes an einem öffentlichen Krankenhause antreten. Auf der Reise dorthin, von seiner süddeutschen Heimat, sollte er hier vorbeikommen und uns noch einmal besuchen. Trotzdem er mir geschrieben, kam er nicht. Der Zug, in dem er reiste, wurde das Opfer einer Katastrophe; ich habe ihn niemals wiedergesehen. Ich wurde krank, als mir meine Eltern davon Mitteilung machten. Ich lag wochenlang ohne Bewußtsein, wie man mir später sagte. Aber ich habe es überwunden und ich genas. Und so bin ich die geworden, die Sie heute vor sich sehen. Ein Tropfen Gift mitten hinein in das blühende Leben, das ist meine ganze Geschichte.“

Sie schwieg und Thränen rannen ihr über die Wangen. Er war tief bewegt.

„Sind Sie mir böse, daß ich Sie danach gefragt habe,“ forschte er dann, „daß ich die Ursache bin, daß Sie alte Wunden aufreißen mußten?“

„O nein,“ erwiderte sie leise. „Wenn ich es mir recht überlege, so birgt diese unglückliche Geschichte bei all dem Traurigen auch einen Segen in sich.“

Er horchte hoch auf, wo sie denn hinauswollte.

„Ich bin kein Kind mehr,“ sagte sie ruhig. „Meine Geschichte ist für mich weniger traurig als die Ihre, weil ich den Glauben behalten habe. Georg war gut aber jung. Wer weiß, was alles in der großen Stadt passiert wäre, wer weiß? Ich habe schon viele Mädchen gesehen, die von ihren Jugendgeliebten im Stiche gelassen worden sind.“

„Also zweifeln Sie an ihm?“ fragte Paul.

„O, nein; ich habe niemals an ihm gezweifelt. Aber wenn man nach einem Troste sucht in seinem Unglück, dann sagt man sich so manchmal, vielleicht wollte Gott eine größere Enttäuschung von Dir abhalten. Sie haben ja auch mit allem Glauben geliebt und auch Ihnen ist die Enttäuschung nicht erspart worden.“

„Sie haben recht,“ antwortete er, indem er Thilda die Hand reichte. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und Ihre Offenheit. Und noch eins: Sie zürnen mir wirklich nicht, daß ich fragte?“

„Soweit werden Sie mich doch kennen, daß ich über eine solche Frage nicht zürnen kann. Mein Gott, man muß hinnehmen, was Gott einem schickt; das Leben lehrt uns entsagen zu können. Aber jetzt habe ich Ihnen Ihren Willen gethan und ein Viertelstündchen ist um,“ sagte sie nach einer kleinen Weile, indem sie sich mit dem Taschentuche die Augen trocknete. „Auf Grete hätten wir lange warten können; da wären Sie mir am Ende Hungers gestorben.“

„Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Tischgesellschaft,“ erwiderte Paul.

Sie stellte die leeren Teller auf das Brett. Paul war ihr behilflich. Und nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte, ging sie, das Tischtuch unterm Arm haltend, das große Brett in den Händen.

„Das ist recht böse von Ihnen!“ sagte Paul scherzend; „nun kann ich Ihnen nicht einmal die Hand zum Abschied reichen.“

„Oeffnen Sie mir lieber die Thüre und versparen Sie sich die Hand auf morgen. Gute Nacht!“

Er machte die Thüre auf und ihren Gutenachtgruß erwidernd, drückte er sie wieder leise ins Schloß und blieb allein.

Sobald Thilda draußen war, setzte sich Paul Richter wieder in den Sessel vor seinen Schreibtisch und fuhr in der Lektüre aus Schlossers Weltgeschichte fort. Allein die Sachsenkriege Karls des Großen, über die er am folgenden Tage seinen Schülern vortragen wollte, paßten im Augenblick sehr wenig in seinen Kopf. Die Stunde war ja auch erst am Nachmittag; zur Not würde er morgen im Laufe des Tages noch eine halbe Stunde finden, die sich für dieses Studium besser eignete. Heute abend fuhr ihm immer und immer wieder Thildas Erzählung durch den Kopf und ließ ihm keine Ruhe. Jetzt wurde ihm so mancher Zug ihres ernsten und anscheinend so leidenschaftslosen Wesens klar. Darum also lag diese stille Wehmut auf ihren noch so schönen Zügen, darum also. Wenn sie auch den Frohsinn, der ihm als der Grundzug ihres Charakters erschien, nicht ganz zurückbannen konnte, so schien doch diese stille, in das Schicksal ergebene Wehmut einen leichten, ihm durchsichtigen Schleier über ihr heiteres, lebensfrohes Gemüt gezogen zu haben. Wie hatte sie doch gesagt, wie seltsam hatte sie sich ausgedrückt? Richtig, jetzt fiel es ihm wieder ein, als ob er es eben von ihren Lippen hörte: ein Tropfen Gift mitten hinein in das blühende Leben. Richtig schien ihm dieser Vergleich allerdings nicht; er hätte jene Katastrophe anders bezeichnet. Er hatte in diesem Tropfen Gift, den er aus Heines Liedern kannte, immer menschliche Bosheit und Falschheit, Treulosigkeit und Verrat gesehen. Nicht ein durch Zufall herbeigeführtes Unglück hätte er mit diesem Ausdruck bezeichnet. Doch, das war ja gleich. Viel seltsamer kam es ihm vor, wie sie sich hineingefunden hatte in das Unglück und es zum Besten auslegend sich eine Lehre aus demselben zog.

„Alter Freund,“ rief es da mit einem Male in seinem Innern, „da kannst du etwas lernen!“ Heldenhaft tragen, ohne zu murren, wenn's auch das halbe Leben kostet; das war so eine Kunst, von der er auch nicht die blasse Ahnung hatte. Mit all seinen schönen Reden, mit all seinen feinen Philosophemen über sein seiner Ansicht nach verpfuschtes Leben, über die Schlechtigkeit der Weiber und seine daraus resultierende Voreingenommenheit konnte er doch nicht herantippen an dieses einfache Mädchen, das die Schläge eines grausamen Schicksals mit dem Seelenmute eines großen Menschen trug und sich dabei ein Herz voll Liebe und Dankbarkeit, voll Güte und Größe bewahrt hatte. „Holla, alter Freund,“ fuhr es ihm da wieder durch den Sinn, „da kannst du etwas lernen, wovon du früher sehr wenig Ahnung gehabt hast.“

Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, sich ganz diesen Gedanken überlassend. Aber mit einem Male kam es wieder über ihn, gerade so, wie an jenem Weihnachtsabend, das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. Noch einmal zu ihr hinübergehen, das wollte, das konnte er nicht. Aber im Zimmer hielt er es nicht aus. Noch einmal stellte er den vergeblichen Versuch an, sich in seine Weltgeschichte zu vertiefen; dann warf er das Buch mißmutig zur Seite und zog seinen Ueberzieher an. In der alten Kneipe war zwar auch verteufelt wenig los; aber vielleicht traf er doch so ein paar alte Bierphilister am Skattisch oder in einer städtische Angelegenheiten berührenden Diskussion begriffen, irgend einen Gevatter Schneider oder Buchbinder, mit denen sich eine Stunde verplaudern ließ. Die Gesellschaft seiner Kollegen mied er absichtlich, wenn's nicht unumgänglich notwendig war, dankte er herzlichst dafür, da kein einziger darunter war, mit dem er auch nur ein klein wenig sympathisiert hätte. Einmal alle Monat, dann hatte er gerade genug von dem näselnden Reserveleutnantston. Er hätte gerne mit einem vernünftigen Menschen über Litteratur und Musik gesprochen, aber wo den finden? Nun, auf jeden Fall traf er wenigstens den alten Kneipwirt, den Neuhof. Wenn der nicht gerade schlief und vor sich hinschnarchte, dann konnte der ihm ja zum hundertsten Male erzählen, wie er in Genf Oberkellner gewesen und wie er die schöne Stelle nach Nizza ausgeschlagen habe, um seine Frau zu heiraten und hier diese elende Wirtschaft anzufangen, in die doch kein rechter Zug zu bringen war. Von der Schweiz hörte er nun doch einmal gerne plaudern, einmal, weil er selbst dort gewesen war, und dann kam ihm diese immer wie ein Asyl der Freiheit vor, wo man nicht gezwungen war, seine Gedanken für sich zu behalten und immer ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

So löschte er denn die Lampe aus und stieg die Treppe hinab. Auf der Straße hüllte er sich fester in den Mantel; der Himmel war klar und die Nacht wurde kalt. Der Mond war aufgegangen und ergoß sein bleiches Licht über die weißen, steilen Giebeldächer des alten Städtchens, zu dem er emporschaute, da es auf den Hügel gebaut war, während sich die neueren Straßen, wo er wohnte, sich an die Hügelstadt anschließend ins Thal erstreckten. Die Kälte beschleunigte seine Schritte, so daß er bald in dem Dunkel der nächsten Seitengasse verschwunden war.

Er ahnte nicht, daß seine Schritte verfolgt wurden, daß sich ein Frauenkopf aus dem Fenster herabneigte und ihm nachschaute, bis er in jene Gasse einbog. Thilda stand am Fenster. Ihre Augen folgten noch der Spur dessen, der eben in der Seitengasse verschwunden war; dann warf sie einen Blick nach dem wolkenlosen, sternbesäten Firmamente, und ein Seufzer entrang sich leise ihrer Brust. So still und friedlich, so mächtig, allgewaltig spannte sich dieser schöne Winterhimmel über ihrem Haupte aus. Sie faltete die Hände und schaute hinauf zu den Sternen, über denen für ihre reine Seele der Vater alles Guten und alles Lichtes seinen Wohnsitz hatte . . . Was das nur war, was da ihre Seele füllte mit einem Male mitten in dieser friedlichen, kalten Winternacht? Wie das stürmte und drängte und tobte in ihrem Herzen, daß ihr der schneidende Wind ordentlich wohlthat, der über ihr fieberheißes Gesicht fuhr. Sie schloß das Fenster; aber lange stand sie noch hinter den Scheiben und verfolgte die Bahn des Mondes, die dieser in ewig gleicher Ruhe am Winterhimmel zog. — Also doch noch nicht, fuhr es durch ihren Kopf, also doch noch nicht die leidenschaftslose Ruhe in ihrer Seele, die sie drinnen gewähnt hatte. —

Es war kalt geworden im Zimmer. Die Mutter schlief in dem Nebenraume tief und fest. Man hörte die regelmäßigen Atemzüge der alten Frau aus dem anstoßenden Schlafzimmer. Auch Thilda mußte sich jetzt entschließen, zur Ruhe zu gehen.

Im Schlafzimmer betete sie noch lange vor dem Bilde des Gekreuzigten, der über ihrem Bette hing, und als sie aufstand, glitt ein glückliches Lächeln über ihre Lippen.

4.

Die Märztage, diese kritische Zeit für die alten Leute, waren ins Land gezogen und hatten schwere Stürme, Frühlingsstürme mit sich gebracht. Ostern fiel in diesem Jahre ziemlich früh, und so waren arbeits- und ärgerreiche Wochen für Paul Richter hereingebrochen. Die Versetzungen standen vor der Thür. Jeden Abend gab es eine neue Sitzung, von der man erst zwischen acht und neun Uhr abends zurückkehren konnte. Vor lauter Konferenzen kam man gar nicht mehr zu sich selber. Und in den Pausen zwischen den Schulstunden kam jetzt sicher jeden Tag einmal ein besorgter Vater oder eine ängstliche Mutter zu ihm gelaufen, mit deren faulem Sohne es wacklig stand, und die ihn dann baten, doch ein gutes Wort einzulegen, daß der Schlingel versetzt werde.

So kam es, daß Paul in dieser Stimmung wenig bemerkte, wie sich draußen mit mächtigem Regen der Frühling auf seinen Einzug vorbereitete. Das gewaltige Rauschen des Lenzsturmes in den alten Linden und Kastanien der Alleen entging ihm zwar nicht, wenn er mittags nach dem Essen auf ein halbes Stündchen hinausbummelte vor die Stadt; aber eine rechte Freude an diesem Ringen und Werden konnte in seinem Herzen doch nicht wach werden, weil sein Kopf fortwährend mit den Lasten seiner Berufsarbeiten angefüllt war. Ein mächtiger Regenguß hatte an einem der ersten Tage des März den alten Schnee auf einmal hinweggeschwemmt, ein rasender Tauwind im Flusse das Grundeis gebrochen, und die siegreiche Sonne des Frühlingsmondes, die aus zerissenen großen Wolkenballen auf die neuerstehende Erde herniederschaute, spiegelte sich in den zum See verwandelten Wiesen des Thales, das der brausende Strom weithin überschwemmt hatte. Eine Freude war es gerade nicht, bei diesem Wetter spazieren zu gehen; aber der Frühling meldete sich, das unterlag keinem Zweifel, und wenn auch alle Zeichen trügen sollten, das eine war sicher, daß ihm Thilda die ersten Schneeglöckchen auf den Schreibtisch gestellt. Thildas Liebe für die Blumen war mehr als die Freude an ihrer Farbenpracht und an ihrem Dufte. Sie liebte sie als wirkliche Lebewesen, und niemand verstand es so gut, wie sie, die Kamelien und Azaleen mitten im Winter zum Blühen zu bringen, weil sie niemand mit solcher Liebe und Aufmerksamkeit pflegte, niemand den Staub so oft von ihren Blättern wischte, die Erde lockerte und die Temperatur des Wassers so sorgfältig prüfte, ehe sie es auf die Töpfe goß. Zu ihrem Haushalte gehörte eine ganze Sammlung von Blumenvasen, von der großen Jardiniere, die sie im Sommer mit mächtigen Sträußen aus Mohn und Kornblumen füllte, bis zu dem zierlichsten Gläschen, in dem höchstens ein oder zwei Veilchen und ein Schneeglöckchen Platz finden konnten. Schon von Weihnachten an zählte sie die Wochen und Tage, bis der erste milde Strahl der Frühlingssonne die Schneedecke aufrollte und man an ihr wohlbekannten geschützten Stellen, die der Sonne besonders ausgesetzt waren, in Gärten und am Abhang der Hügel die ersten Schneeglöckchen und Veilchen finden konnte. Dann zog sie hinaus an sonnigen Nachmittagen und freute sich königlich über jedes der kleinen Blütchen, die sie mit scharfem Auge in dem feuchten Grase erspähte, und dann niederknieend mit liebevoller Hand, als fürchte sie, ihm wehe zu thun, abbrach und mit sich nach Hause nahm. Dann kamen die Schlüsselblumen an die Reihe und dann die ersten Vergißmeinnicht und der Flieder, den sie sich manchmal, wenn sie ihrer nicht habhaft werden konnte, aus einem Nachbargarten bettelte, bis sie dann endlich Ende Mai und im Juni mit ganzen Büscheln von Sternblumen, Salbei und Wiesenschaum nach Hause kam und jede Vase füllte, jede Ecke schmückte, so daß der leibhaftige Frühling in ihrem schönen, schlichten Hause unter ihren schützenden Händen zu blühen und zu prangen schien.

(Fortsetzung folgt.)


Ameisen, einen blütenanfliegenden Käfer abwehrend. (Mit Text.)

Militärisch kurz.

Militär-Humoreske von Victor Laverrenz. (Nachdruck verb.)

Meinem Rittmeister etwas recht zu machen, war ein schweres Stück Arbeit. Wir Einjährigen bestrebten uns zwar aus Leibeskräften, ihm zu Willen zu sein, winkten uns doch zu Ostern die so heiß ersehnten Knöpfe, die bekanntlich den höheren Grad der Gemeinheit verkünden; manchmal aber war es wirklich zum Verzweifeln, daß man mit der Anwendung des allergrößten Raffinements es nicht erreichen konnte, seine Zufriedenheit zu erwerben. Zu Zeiten kam es uns gerade so vor, als wolle er uns absichtlich chikanieren; das muß aber wohl nur Meinung gewesen sein, denn ein Rittmeister wird doch nicht . . .!

Ein Steckenpferd von ihm war der Haarschnitt; „militärisch kurz" war seine Losung; darauf ritt er mit Vorliebe herum. Wehe, wenn jemand mit Haaren in den Dienst kam, die seiner Ansicht nach lang waren; und das waren sie immer, wenn sie aus der Kopfhaut hervorsahen.

Die Gemeinen hatten daher, um allen Unannehmlichkeiten ein für allemal aus dem Wege zu gehen, fast durch die Bank die Köpfe ratzekahl abscheren lassen.

Wir Einjährigen hatten aber diese Mode nicht mitgemacht. Lieber Gott, man lebt doch in der Gesellschaft und hat Rücksichten zu nehmen, da kann man doch nicht herumlaufen wie ein Sträfling. Was hätten z. B. die jungen Damen gesagt, wenn man mit solcher Frisur zum musikalischen Thee gekommen wäre.

Eines Tages hatten wir Reitstunde auf dem Kasernenhof. Der Rittmeister wimmelte zwischen den Abteilungen herum und „korrigierte" nach Kräften. — Den Einjährigen v. A. bei der Nebenabteilung hatte er soeben hübsch „zusammengebogen" und ich wartete nun auf den Moment, wo das Donnerwetter bei mir ausbrechen würde, das heißt, wo der Gestrenge in meine Abteilung

dringen würde; wir waren, wie der Kunstausdruck lautet, alle „mächtig im Druck."

Ich weiß nicht, woher es kam, unser Schwadronschef konnte die Einjährigen nicht leiden; obgleich wir fünf, die wir in diesem Jahre unter ihm dienten, uns verzweifelt „zusammenrissen", er hatte ewig etwas an uns rumzuquengeln. Es war geradezu, als ob ihm der Anblick eines Einjährigen die Laune verdürbe. Nichts war ihm recht. Machten wir ernste Gesichter, dann behauptete er, es käme ihm vor, als hätten wir keine Lust und Liebe zum Dienst, sonst würden wir nicht solche „Flebben ziehen" und die „Mäuler bis in den Sand" hängen lassen, bestrebten wir uns dann, unserem Antlitz einen freundlicheren Ausdruck zu geben, dann versprach er uns den „Ernst des Dienstes" beibringen zu wollen; wir sollten uns nicht etwa einbilden, die Reitstunden seien dazu da, daß wir uns amüsierten. — Na wahrhaftig, das wußte er mit Erfolg zu verhindern.



Zusammenleben südamerikanischer Vögel mit Stechameisen, die wieder mit der Ochsenhornakazie in Symbiose leben. (Mit Text.)

Jetzt kam er an und trat in unsere Abteilung. Wir hatten einen starken Trab angelegt und mein Pferd „warf" fürchterlich; ich flog bei jedem Schritt fünfzig Centimeter hoch. Da ich an der Tête ritt, mußte ich mich doppelt zusammennehmen. Ich that, was in meinen Kräften stand, denn ich fühlte ordentlich, wie die Augen des Rittmeisters sich in mich hineinbohrten. Innerlich stöhnte ich, aber ich mußte wohl eine tadellose Figur zu Pferde machen, denn der Rittmeister sagte nichts.

Nach einem Weilchen ließ er halten, „korrigierte" höchst persönlich den Sitz, d. h. er rückte die Beine der Rekruten zurecht, daß diese glauben mußten, er wolle sie ausreißen. Ich atmete ganz im stillen auf, weil er drüben auf der mir entgegengesetzten Seite war und ich glaubte, ich wäre für heute seinen Argusaugen entronnen, da rief er plötzlich ganz unvermittelt über den Platz: „Der Einjährige B. hat ja wieder ein Lockenchignon! Wenn Sie sich noch einmal unterstehen, mit so langen Haaren in Dienst zu kommen, wie ein Musikreferent, dann sprechen wir uns!"

Ich muß gestehen, daß ich herzlich wenig Sehnsucht nach einer Unterhaltung mit ihm hatte, denn diese hatten immer einen etwas einseitigen Charakter, indem er nämlich sprach und zwar ziemlich kräftig, während ich gefälligst das — pardon — den Mund zu halten hatte.

Sehr schlimm mußte es wohl aber mit der Länge meiner Haare nicht sein, sonst hätte er mich nicht so leichten Kaufes davon gelassen. Sobald der Dienst aus war, lief ich, um nur ja nichts zu versäumen, direkt von der Kaserne aus zum Friseur, ohne — man denke — Mittagbrot gegessen zu haben, gewiß ein Zeichen, daß mir der Dienst über alles ging.

Der Friseur hatte früher auch einmal gedient und wußte, was „militärisch kurz" bedeutet; ich gab mich ihm also vertrauensvoll in die Hand und ließ mir den Kopf nach den Intentionen unseres Rittmeisters bearbeiten. Bedauernd sah ich meine Haarspitzen als Opfer eines herrischen Tyrannen unter der Schere eines Schergen so grausamer Vorschriften zu Boden fallen.

Mit der frohen Zuversicht, die ein gutes Gewissen verleiht, kam ich am anderen Tage in den Dienst. Der Rittmeister wimmelte wieder zwischen den Abteilungen herum und korrigierte, daß die Scheiben an dem Stallgebäude klirrten. Gegen Ende der Stunde war er bei derjenigen Abteilung, an deren Tête mein Kamerad St. ritt. Da vernahm ich die durchdringende Stimme meines Rittmeisters: „Der Einjährige St. reitet ja wieder mit einem Chignon."

Soweit war die Sache nicht besonders merkwürdig, denn diese Behauptung hörten wir, wenn sie auch an sich etwas gewagt war, ziemlich häufig. Es kam aber noch ein Nachsatz, der mich sehr lebhaft interessierte, leider nicht von der angenehmsten Seite. Der



Der stille Grund. Gemalt von H. Pohle. (Mit Gedicht.)

Graf sagte nämlich: „Ich habe schon den Einjährigen B. gestern deshalb zur Rede gestellt. Treten Sie mal „beide heut abend um sechs Uhr mit geschnittenen Haaren bei mir an.“

Mir schien dies eine Ungerechtigkeit zu sein. Aber sagen darf man so etwas beileibe nicht, nicht einmal denken, denn ein Vorgesetzter ist niemals ungerecht.



Nach der Schulstunde. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. (Mit Text.)

Das war eine hübsche Ueberraschung für mich. Ich, der ich gestern mit einem blauen Auge davongekommen, sollte heute mit antreten, weil mein Kamerad zu lange Haare hatte.

Nach dem Dienst machte ich meinem Freunde St. heftige Vorwürfe, daß ich durch seine Schuld heute mit antreten müßte.

Der aber warf einen bedeutungsvollen Blick auf mein Haupt

und sagte: „Denkst Du denn etwa, Deine Haare sind kürzer als die meinigen? Dann bist Du schief gewickelt."

Ich erschrak beinah vor der Kühnheit dieser Behauptung und erwiderte einigermaßen entrüstet: „Erlaube mal; ich habe mir erst gestern die Haare schneiden lassen."

„Dann laß Dir nur Dein Geld wiedergeben. Uebrigens," fuhr er fort, „ich habe eine Idee, die ich mit der mir angeborenen Bescheidenheit für sehr schlau halte. Wir gehen beide zu dem Hoffriseur Weinholtz, wo der Graf sich die Haare schneiden läßt. Der kennt seine Mucken. Und wenn der Rittmeister wirklich etwas auszusetzen hat, dann schieben wir's einfach auf Weinholtz."

Dieser Vorschlag erschien mir so außerordentlich plausibel, daß ich beschloß, die Kosten für einen erneuten Haarschnitt bei dem Hoffriseur daran zu wagen, obgleich ich erst gestern unter der Schere eines Verschönerungsrates geblutet hatte. Wir machten uns auf den Weg und der Rest meiner Haare fiel unter den grausamen Streichen jenes unbarmherzigen, eisernen Folterinstruments in der Hand eines herzlosen Büttels.

Am Abend machten wir uns beide in tadellosestem Ordonnanzanzuge auf den Weg zu unserm Rittmeister.

Er war im Kasino und wir ließen uns ihm melden. Ein wenig mußten wir warten, dann erschien er in einer ziemlich wohlwollenden Stimmung, denn er hatte gut diniert. Seine schwarzen Augen maßen uns von oben bis unten; er schien zufrieden zu sein. Dann kommandierte er plötzlich: „Czapka ab".

Wie der Blitz rissen wir die blanken Dinger vom Kopfe und standen nun entblößten Hauptes vor unserem gestrengen Vorgesetzten, der uns mit seinen Blicken sozusagen sezierte.

Seine Augen schienen jedes Haar auf unserm Haupte einzeln zu betrachten. Je mehr er forschte, desto mißbilligender schüttelte er den Kopf, er schüttelte immer heftiger und heftiger; schließlich brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Welcher Schuster hat Ihnen denn die Haare geschnitten?"

Wir hielten dies zuerst nicht für eine direkte Frage, auf die wir antworten sollten, sondern für einen Vorwurf. Trotzdem hatten wir Mühe, unsere Fassung zu bewahren. Der Graf aber erwartete diesmal thatsächlich eine Antwort von uns und wiederholte daher ziemlich laut: „Nun sagen Sie mir bloß, bei welch einem Schuster Sie sich haben die Haare schneiden lassen!" Da der Chef mich dabei besonders scharf ansah, so antwortete ich prompt:

„Bei dem Hoffriseur Weinholtz, Herr Graf."

Der Rittmeister war einen Augenblick verblüfft. Mit großer Geistesgegenwart faßte er sich jedoch und sagte: „Der Mensch hat jedenfalls keine Ahnung, was ein militärischer Haarschnitt ist und ich bitte mir aus, daß Sie sich den Kopf nicht wieder so verunstalten lassen. Das ist ja ein Skandal. Sie sehen ja aus, wie ein entlassener Zuchthäusler. Da nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrem Kameraden, der sieht vorschriftsmäßig aus. Lassen Sie sich in Zukunft die Haare auch da schneiden, wo er sie sich hat schneiden lassen. Abtreten."

Der Graf klirrte ab. — Begreiflicherweise war ich unter der Last so furchtbarer Anklagen moralisch zusammengebrochen; mein Kamerad St. aber hatte Mühe gehabt, bis zum Verschwinden des Rittmeisters an sich zu halten. Jetzt platzte er laut heraus und schüttelte sich förmlich vor Lachen.

Bei so verschiedenen Stimmungen gingen wir ziemlich uneinig auseinander. Ich war selbstverständlich auf das äußerste empört, während St. absolut nicht wieder ernst werden wollte. Freilich, der hatte Ursache zu lachen. Ein Gutes aber hatte die Geschichte doch: der Graf hat nie wieder einen Einjährigen zur Prüfung des Haarschnitts antreten lassen.

Das Ameisenleben.

Von Friedrich Knauer. (Schluß.)

Ehe wir aber nach weiteren Insassen einer Ameisensiedelung Umschau halten, mag es an der Zeit sein, die Frage zu behandeln, welchem der drei Ameisenstände im Ameisenleben die wichtigste Rolle zufällt, welcher, wenn wir uns so ausdrücken wollen, Träger der Firma des Ameisenhauses ist, die Männchen, die Weibchen oder die Arbeiterinnen. Wie bei den Bienen spielen auch hier die Männchen eine recht klägliche Rolle. Nach dem Tage des Hochzeitsfluges kümmert sich niemand in der Ameisensiedelung mehr um sie. Aber auch die Weibchen sind nur Schattenköniginnen ohne Macht, dem Willen der Arbeiterinnen unterthan. Wohl werden sie nach den Hochzeitstagen von den Arbeiterinnen im Freien nach allen Richtungen gesucht und heimgeschleppt; aber diese Fürsorge gilt nicht ihnen, sondern der zu erwartenden Nachkommenschaft. Den Ton im ganzen Ameisenhause geben die Arbeiterinnen an, was ja nur rechtens ist, denn sie allein tragen ja all die Sorgen und Lasten und gehen in emsigster Bemühung für die ganze Kolonie auf. Zwar scharren sich von den Tausenden befruchteter Weibchen, die nach dem Hochzeitsflug weitab von ihrem Neste da und dort niederfallen und nicht eine Beute insektenfressender Tiere werden, einzelne Löcher in den Boden und legen ihre Eier ab. Aber was soll aus diesen werden? Haben wir doch gesehen, welch ein kompliziertes, mühsames Geschäft die Aufzucht der Brut ist, welchen unermüdlichen Fleiß seitens der Arbeiterinnen sie voraussetzt. So kann also ein Weibchen allein nicht die Gründerin einer Ameisensiedelung werden. Das Zustandekommen und die Fortexistenz einer Ameisensiedelung fußt auf dem Fleiße der Arbeiterinnen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Umschau nach verschiedenen Inwohnern einer großen Ameisensiedelung zurück, die, wie wir gehört haben, wenigstens zu gewissen Zeiten und bei gewissen Arten aus Weibchen, Männchen, Arbeiterinnen und verschiedenen Zwischenformen bestehen können. Das sind alles Angehörige einer und derselben Art. Aber ein großes Ameisenheim beherbergt auch Tiere anderer Art. Zunächst können dies einmal Ameisen anderer Art und Gattung sein. Wenn wir oben davon gesprochen haben, daß Ameisen andere Ameisensiedelungen überfallen, so ist das zunächst wohl ein Jagdzug, der sich Eier und Puppen als schmackhaften Proviant holt. Aber es ist dann auch dazu gekommen, daß in angeborenem Brutpflegetriebe solche geraubte Eier und Puppen als eigen adoptiert und aufgezogen wurden, daß dann neben den Kindern des Hauses auch diese Adoptivkinder aufwuchsen und diese dann mit den Erbgesessenen in die Haussorgen sich teilten. Wir lernen also als einen neuen Stand im Ameisenhause, die Sklaven, wie man sie genannt hat, kennen. Diese Gesindeameisen machen bisweilen ein Drittel der ganzen Bevölkerung einer Ameisensiedelung aus, ja übertreffen, wenn auch nur in ganz seltenen Fällen, die Einheimischen an Zahl. Solche Sklavenhalterinnen sind insbesondere die Amazonenameise und die blutrote Ameise, und vorwiegend ist es die eingangs erwähnte Sklavenameise (Formica fusca), welche bei den europäischen Sklavenhalterinnen als Gesindeameise gehalten wird. Wir müssen aber gleich hier betonen, daß man sich unter diesem Sklaventum bei weitem nicht ein Unterwürfigkeitsverhältnis, Beziehungen wie zwischen Herren und Knechten, denken darf. Diese Ziehkinder leben gleichberechtigt mit den Erbgesessenen im Hause, schalten und walten frei und zwanglos wie diese, nehmen an den Geschicken des Hauses gleich innigen Anteil, nur sind sie lediglich als unfruchtbare Arbeiterinnen vertreten, nicht auch durch Männchen und Weibchen, erhalten also nur durch weiteren Raub Zuwachs. Daß sie durchaus nicht im Verhältnis der Abhängigkeit von den Hausherren stehen, geht schon daraus hervor, daß sie z. B. bei der Amazonenameise, wenn zur Zeit anhaltender Trockenheit die Futterbeschaffenheit schwierig, die zudringlichen, nahrungheischenden Amazonen derb abwehren, daß sie von einem Raubzug ohne Beute zurückkehrende Trupps sehr ungnädig empfangen und beuteln. Die ganz beispiellose Abhängigkeit, in welche die Amazonenameisen von ihren Sklavinnen geraten, spricht wohl am deutlichsten dafür, daß deren Bezeichnung als Sklavinnen nicht wörtlich zu nehmen ist.

Es kann also in einem großen Ameisenhause Männchen, Weibchen, Arbeiterinnen und verschiedene Zwischenformen einer und derselben Art und dann noch aus anderen Siedelungen geraubte, im Hause aufgezogene Gesindeameisen derselben oder anderer Art als Inwohner geben, zu denen dann weiter die von den Ameisen gehegten Blatt- und Schildläuse als Haustiere gehören können. Aber auch damit sind die Bewohner der Ameisensiedelungen noch nicht erschöpft. Wenn wir z. B. aus einem Hügelbau der wiederholt erwähnten Waldameise nach Abdeckung des Gipfels aus dem Inneren des Nestes in raschem Zugreifen Partien in einen bereit gehaltenen Sack bringen und den Haufen dann an anderer Stelle mit aller Muße auf seinen lebenden Inhalt untersuchen, dann fördern wir da neben den Eiern, Larven, Puppen, Männchen, Weibchen und Arbeiterinnen der Waldameise gar mancherlei Tiere zu Tage. Da ist einmal die viel kleinere Ameise Stenamma Westwoodi, die nicht etwa als Sklavin bei der Waldameise wohnt, sondern eine Ameise, die es vorzieht, statt selbst Baue anzulegen, in fremden Ameisenbauen sich einzunisten. Dann finden wir die verschiedensten Käfer, vor allem die bekannten Staphylinien in mehreren Gattungen, Stutzkäfer, Rüsselkäfer, dann Sackträgerlarven, eine ungeflügelte, kleine Ameisengrille und, außer manchem anderen Kleingetier, was wir in der zwickenden Gesellschaft am wenigsten erwartet hätten, die feiste Engerlingslarve des bekannten goldglänzenden Rosenkäfers. Wahrlich eine recht gemischte Gesellschaft, die uns das Ameisenhaus als wahres Gasthaus erscheinen läßt.

Wir haben da eines der interessantesten Details aus dem Ameisenleben berührt. Die Myrmecophilie, wie man die Beziehungen der sog. Ameisengäste (Myrmecophilen) zu den Ameisen genannt hat, ist besonders von Wasmann eingehend studiert worden. Nicht alle die fremden Insassen, die wir da in diesem und jenem Ameisenhause finden, stehen zu ihren Hausherren in gleich nahen Beziehungen, nicht alle sind echte Ameisengäste. Noch ist uns in vielen Fällen der Zweck solchen Zusammenlebens unbekannt. Wenn wir in anderen Fällen Tiere verschiedener Art oder Tiere und Pflanzen, z. B. die Seerose mit dem Einsiedlerkrebs, Alge und Pilz in der Flechte, miteinander in Symbiose leben sehen, so wissen wir, daß einer der Zusammenlebenden von dem anderen einen Vorteil genießt und umgekehrt. Bei den Ameisengästen ist uns der Zweck solcher Symbiose für den einen Teil, die Ameisen, nicht immer klar, denn wir finden unter den Ameisengästen nicht nur Tiere, die den Ameisen gleichgültig sind, sondern auch solche, die ihnen lästig, ja gefährlich sind. Wasmann unterscheidet: echte Ameisengäste (Myrmecoxenen), denen seitens der Ameisen gastliche Pflege zu teil wird, geduldete Gäste (Synoeketen), die den Ameisen ganz gleichgültig sind, feindlich verfolgte Einmieter, denen die Hausherren, wenn sie sich ihrer auch nicht erwehren können, feindlich gegenüberstehen, und eigentliche Schmarotzer, die entweder auf den Ameisen oder auf den anderen Hausgästen oder auf und in der Brut beider schmarotzen.

Die Zahl dieser verschiedenen Ameisengäste des Ameisenheims ist eine sehr große; bestimmte Arten haben bestimmte Gäste. Von unseren heimischen Ameisen ist es die Roßameise und nach ihr die Waldameise, welche in ihren Siedelungen die meisten Myrmecophilen beherbergen. Wasmann führt in seinem kritischen Verzeichnisse vom Jahre 1894 1263 Gliederfüßer als Ameisengäste an. Man sieht da Käfer, Fächerflügler, Wanzen, Spinnen, Milben, Krebstiere als Hausgenossen der Ameise. Obenan stehen die Käfer mit über tausend Arten, unter ihnen wieder voran die Staphylinien, diese allbekannten, kurzflügeligen, schmalleibigen Käfer, die, wenn wir im Freien lesen, alle Augenblicke, den Hinterleib hochhaltend, über das Papier dahineilen, die allgegenwärtig in, auf und unter der Erde, zu Land und zu Wasser, auf Aas, auf Pilzen, auf Blumen, in Höhlen, auf Bäumen, auf Nagetieren, auf Schwalben leben, wahre

Figaros hier, Figaros dort, also auch dem vielräumigen Ameisenhause nicht fehlen können. Ueber zweihundertsechzig Arten dieser Allverbreiteten sind Ameisengäste, und es ist hoch interessant, zu sehen, wie sie in das Ameisenheim sich einzuschleichen wissen. Lehrreiche Beispiele bieten in dieser Richtung die berüchtigten Raub- und Wanderameisen Brasiliens, die Ecitons, die sich keine Baue errichten, sondern ein echtes Zigeunerleben führen, raubend und plündernd umherwandern. Diesen vieltausendköpfigen Nomadenhorden steht die tropische Kleintierwelt machtlos gegenüber; für sie giebt es bei solcher Uebermacht nur eine Rettung, mitzuthun, mitzuwandern, den Gegnern sich anzupassen und so des Schutzes und des Anteiles an der reichgedeckten Tafel teilhaft zu werden. So sehen wir mitten unter den wandernden Ecitons den Käfer Ecitomorpha simulans, der in seiner allgemeinen Körpergestalt, namentlich in der Form des Kopfes, den langen, dünnen Beinen, den schlanken, vor der Mitte gebrochenen Fühlern den Ecitons überaus ähnlich erscheint. Noch vollkommener ist solche Mimikry bei Mimeciton pulex, welcher Käfer in seinen Körpereinschnitten, der Gestalt der einzelnen Körperteile, ihrer Skulptur und Behaarung, der Form seiner Fühler ganz die Formen der Eciton praedator, in deren Wanderscharen er auftritt, wiederholt, überdies die Ameisen auch durch sein Fühlerspiel irreführt. Andere Mitwanderer der Ecitons sind wieder durch verschiedene Schutzvorrichtungen, so z. B. der Käfer Xenocephalus trilobita, in seiner Gestalt an die Molukkenkrebse erinnernd, durch ein Schutzdach geschützt. So passen sich diese Gäste ihren schlecht sehenden, fast blinden, aber sehr feinfühligen Wirten, um deren Wildheit zu entgehen, nicht in der Färbung, wohl aber in der Skulptur, Behaarung, Körpergestalt, Fühlerbildung, Langbeinigkeit an. Die Käfer der Ecitochara-Gattung, die nicht mitlaufen, haben an den ziemlich kurzen Beinen ein langes Klauenglied, mit dem sie sich an der Brust ihrer Wirte anklammern, um sich von diesen mitschleppen zu lassen.

Auch in der Wirbeltierwelt giebt es Ameisengäste. Nach Bates leben Doppelschleichen der Gattung Amphisbaena ständig in den unterirdischen Kammern der Saubas, wie die Eingeborenen gewisse brasilianische Blattschneiderameisen nennen. Die Ameisen behandeln nach den Berichten der Brasilianer diese Schleichen — „Mutter der Sauba“ nennen sie sie — mit großer Zärtlichkeit und hangen ihnen so an, daß sie, wenn die Schleichen das Haus verlassen, gleichfalls ausziehen und ihren Bau aufgeben. — Wie aber Ameisen anderen Tieren in ihrem Hause Platz einräumen und in nähere Beziehungen zu ihnen treten, so stehen andererseits die Ameisen oft selbst wieder in einem Gastverhältnis zu verschiedenen Pflanzen. So kann man schon an verschiedenen unserer heimischen Pflanzen beobachten, wie auf ihnen sich aufhaltende Ameisen pflanzenfressende Insekten von diesen Pflanzen fernhalten. Man kennt solcher Ameisenpflanzen viele. Diese myrmecophilen Pflanzen gehören verschiedenen Familien an. Schon 1688 berichtete Ray über das Vorkommen von Ameisen in den hohlen Stämmen der Cecropia palmata, 1750 Rumphius über die Ameisen-Inwohner der Myrmecodia. Doch dachte man da noch an keine engeren Beziehungen zwischen Wohnunggebern und Wohnungsuchern. Erst in neuerer Zeit erkannte man das symbiotische Zwieverhältnis zwischen den Ameisen und ihren Wirtinnen. Tropenreisende bekamen oft genug die Wut der Ameisen zu verspüren, die beim Ergreifen myrmecophiler Pflanzen aus deren Hohlräumen hervorstürzten und die Reisenden anfielen. So hat man nach und nach Ameisenpflanzen aus den Familien der Orchideen, Wolfsmilcharten, Brotbaumgewächse, Muskatnußbäume, Knöteriche, Verbenaceen, Krappe, Mimosen kennen gelernt, die den Ameisen entweder in ihren hohlen Stengeln oder in anderen Höhlungen und hohlen Anschwellungen Wohnungen bieten und dafür andererseits den Schutz durch die Ameisen gegen verschiedene Holz- und Blattfresser genießen. Bei mehreren dieser Ameisenpflanzen hat man schon konstatieren können, daß sie dieser Symbiose mit Ameisen angepaßt sind. So findet man bei den Brotbäumen der Gattung Cecropia, schlank- und aufrechtästigen Bäumen mit großen, handförmigen Blättern, kaum sichtbare, runde Oeffnungen an den Internodien, welche in die inneren Hohlräume des Stengels führen; diese Hohlräume sind durch Querwände geteilt. Hier hausen die Ameisen. An eine von den Ameisen der Art Azteca instabilis bewohnte und bewachte Cecropia aber trauen sie sich nicht heran, denn diese fallen über die Blattschneiderameisen her und jagen sie mit ihren Bissen in die Flucht oder werfen sie in die Tiefe. Die Hohlräume für die Ameisen entstehen durch das allmähliche Austrocknen des ursprünglichen, dünnwandigen Markgewebes. Die Eingangsöffnung beißen sich die Ameisen selbst aus, auffallenderweise immer an derselben Stelle der Stammglieder. Es befindet sich nämlich, und das zeigt deutlich die Anpassung der Pflanze an das Zusammenleben mit den Ameisen, gerade an dieser Stelle eine ganz besonders dünne Schicht in der Wand des Hohlstengels, welche die Ameisen leicht entdecken. Während nämlich der Stengelteil sich an seinem ganzen Umfange verdickt, bleibt an dieser Stelle die Gewebebildung zurück, so daß sich daselbst gewissermaßen ein Diaphragma bildet, das die Ameisen ohne Mühe durchbeißen. Eine weitere Anpassung an die Ameisen besteht darin, daß sich an der Basis der Blattstiele ein brauner Haarüberzug und zwischen diesen Haaren die sogen. Müllerschen Körperchen, ovale Gebilde aus weichem Zellgewebe, bilden, welche von den Ameisen fleißig gesammelt werden und immer wieder entstehen. Daß alle diese Einrichtungen als Anpassungen der Wirtspflanze an ihre Gäste aufzufassen sind, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß einer Cecropia Rio de Janeiros, an deren spiegelglatter Stammoberhaut keine Blattschneiderameise emporkriechen kann, die also des Ameisenschutzes nicht bedarf, alle diese Anpassungen fehlen. Ein sehr interessantes Symbioseverhältnis entwickelt sich in Brasilien zwischen der Ochsenhornakazie (Bull-horns thorn), Ameisen und Vögeln. In den hohlen Dornen dieser Akazie wohnen stechende Ameisen (meist Pseudomyrma), welche die Bäume vor den Angriffen der Blattschneiderameise schützen. Das Stechen der Dornen und die stechenden Insassen nützen wieder kleine Vögel aus, die ihre Nester an die Zweigspitzen dieser Akazie hängen und sie so gegen Affen und andere Nestplünderer schützen. Bei solchen Akazien sondern sich den besprochenen Müllerschen Körperchen ähnliche, eiweißhaltige, orangegelbe Körperchen an der Spitze der Blätter ab. Bei Clerodendron fistulosum, einer meterhohen, strauchartigen Verbenacee, wohnen die Ameisen in dem hohlen Stamme, dessen Glieder angeschwollen sind; Querwände scheiden die Kammern in mehrere Räume; auch hier ist die Anbohrstelle für die Ameisen durch eine dünnwandige Stelle angegeben. Außerdem sind den Ameisen in zahlreichen an der Mittelrippe der unteren Blattstiele befindlichen Nektarien Zuckersäfte dargeboten. Wieder andere Ameisen wohnen in dem Höhlengewirre der Knollen von Myrmecodia, einer zu den Krappen gehörigen Pflanze, bei der sich frühzeitig in der knolligen Anschwellung des Stammes eine Mittelhöhle und eine Eingangsöffnung bildet; diese Korkschichtenbildung schreitet fort; es bilden sich immer mehr Kammern, die dann durch Zerreißung der Zwischenwände miteinander in Verbindung treten können.

Es sei nur noch einiges über das Alter, die Lebensdauer der Ameisen und über ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit im Naturhaushalte angeführt. Mit wenigen Ausnahmen ist ja bekanntlich die Lebensdauer der Insekten eine sehr kurze. Es kann zwar das Larvenstadium bei einzelnen Arten ein längeres sein — braucht ja der Maikäfer vier Jahre, eine Cicade gar siebzehn Jahre zu ihrer Entwickelung —, das fertige Insekt überlebt in der Regel nicht das Jahr seiner Geburt. So mag es wohl auch bei der Ameise sein, obschon ich Ameisenweibchen mehrere Jahre am Leben erhalten konnte, Lubbock ein Ameisenweibchen dreizehn, ein anderes vierzehn Jahre lang am Leben erhielt. Was dann die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Ameisen betrifft — wir wollen da von den exotischen Ameisen absehen, die wir ja doch noch zu wenig kennen und bei denen die Verhältnisse, wo sie im Urwalde oder wenig kultiviertem Gebiete vorkommen, doch ganz anders liegen —, so nützen die allerlei Abfälle zusammentragenden Ameisen, wie z. B. die Waldameise, dann die in morschem Holze, alten Bäumen sich einquartierenden der Forstkultur ohne Frage durch die Waldsäuberung, durch die Beschleunigung der Humifizierung der Holzrückstände auf den Baumschlägen, durch die Vertilgung mancher schädlichen Insekten, während wieder andere Arten, die in lebendem Holze minieren, die in Saatschulen den Boden übermäßig auflockern, die die Wurzeln angehen oder den Pflanzentrieben durch die Ameisensäure verderblich werden, als kulturschädlich bezeichnet werden müssen. Daß viele dem Landwirte durch die Ausdauer, mit der sie verschiedenen Süßigkeiten nachzugehen wissen, recht lästig fallen, ist ja bekannt.



Die neue Handelshochschule in Köln. Am 1. Mai erfolgte die feierliche Eröffnung der Handelshochschule in Köln, des ersten selbständigen Instituts dieser Art im Deutschen Reiche. Leipzig und Aachen haben zwar Anstalten mit ähnlichen Zwecken, aber dort sind sie nur Anhängsel der Universität, beziehungsweise der technischen Hochschule, während die Kölner Hochschule für sich allein dasteht. Sie ist ein rein städtisches Unternehmen, das vom preußischen Handels- und Unterrichtsministerium genehmigt wurde, aber keinerlei staatliche Beihilfe erhält. Veranlaßt wurde die Gründung durch ein Vermächtnis des Kölner Ehrenbürgers H. von Mewissen (700,000 Mark bar und 100,000 Mark in Grundstücken); sie sollte erst stattfinden, wenn das Baukapital auf 1,000,000 Mark angewachsen war. Um hinter Leipzig und Aachen nicht zurückzubleiben, gab die Stadt im Juli 1900 die dazu noch fehlenden 260,000 Mark und beschloß, die nötigen Räume, Einrichtungen und Lehrmittel kostenfrei zu stellen, sowie die nach Verwendung der 40,000 Mark Zinsen und Kollegiengelder verbleibenden Fehlbeträge zu decken. Die Baukosten betragen 1,130,000 Mark, während der Platz einen Wert von 370,000 Mark hat, so daß die Gesamtaufwendung der Stadt für das Gebäude 1,500,000 Mark beträgt. Alle Räume, einfach, aber geschmackvoll ausgestattet, haben Centralluftheizung und elektrische Beleuchtung, in den physikalischen und chemischen Unterrichtsräumen auch Gas. Die Handelshochschule soll in zweijährigem Lehrgange jungen Kaufleuten eine vertiefte allgemeine Fachbildung vermitteln, älteren Gelegenheit geben, in einzelne Zweige des kaufmännischen Wissens tiefer einzudringen, sowie Handelsschullehrer, Verwaltungs-, Handelskammer- und Konsularbeamte kaufmännisch vorbilden. Das Lehrerkollegium besteht aus festangestellten Professoren, Dozenten, hervorragenden Juristen, Oberlehrern, Verwaltungsbeamten, Technikern und so weiter; die Leitung der Anstalt liegt in der Hand eines Kuratoriums. Immatrikuliert können werden die Abiturienten aller höheren Lehranstalten mit neunjährigem Kursus und der diesen gleichgestellten Handelsschulen, Kaufleute, die zum Dienste als Einjährigfreiwillige berechtigt sind, nach beendeter Lehrzeit, und Ausländer, soweit ihre Vorbildung als genügend erachtet wird.

Der stille Grund.

Dort wo der Wald so leise rauscht,
Wo die Wellen ums Mühlrad sich schlingen,
Dort hab' ich oft beseligt gelauscht
Dem Murmeln, Plätschern und Singen.
Doch hör' ich es nimmer, ein tiefes Weh'
Ist mir ins Herz gezogen, —
Der Himmel umdüstert, wohin ich auch seh',
Vorüber ihr rauschenden Wogen!

Vorüber ihr seligen Stimmen all',
Ihr fröhlichen Klänge vorüber!
Ihr dranget mir einst wie Zauberschall
Aus dem ernsten Walde herüber.
Was mahnet und lockt ihr mich immerfort?
Was sollen im Auge die Thränen?
Wie weit und wie fern auch der teure Ort,
Es bleibet doch ewig mein Sehnen!

Mathilde Walker.

Nach der Schulstunde. Aus der Dorfschule gewann, mit einem frischen Griff ins volle Leben hinein, Hermann Kaulbach den Vorwurf zu seinem reizenden Bilde „Nach der Schulstunde“. Drei köstliche Kindertypen vereinigt es: den Dorfprinzen mit dem allerschönsten Butterbrot, ein neugieriges Mädelchen, das dies wunderbare Brot mit noch erstaunteren Augen anzuschauen



Händler: „Da, kaufen's a Ulmer Dombaulos.“
Stubenmädchen: „Ja, was fanget denn i mit dem Dom an, wann i gewinnen thät?!“

scheint, als den glücklichen Besitzer, und die drollige Wißbegierige, die in dem Ränzel des Jungen herumkramt. Die liebenswürdige, fröhliche Art des Meisters kommt in dem Bilde wieder einmal voll zum Ausdruck.



Folgen der Wissenschaftlichkeit. Vater: „Schon wieder solch schlechtes Exercitium? Du bist doch ein ganz entsetzlich fauler Schlingel. Was mache ich bloß mit Dir?“ — Sohn: „Da wird wenig zu machen sein! Unser Lehrer hat uns erst heute einen Vortrag über erbliche Belastung gehalten!“

Gut pariert. Gatte: „Als ich Dich heiratete, glaubte ich, Du wärest ein Engel!“ — Gattin: „O, das denkst Du jetzt gewiß auch noch, und deshalb willst Du mir auch nie ein Kleid kaufen!“

Stammgastes Stolz. Fremder: „Was feiern Sie denn heute für ein Fest, daß alles so verklärt ausschaut und immer neue Batterien Maßkrüge aufgefahren werden?“ — Stammgast (auf die Notiz im Lokalblättchen deutend, worin steht, daß das Bier der Brauerei auf einer Ausstellung eine Auszeichnung erhalten hat): „Ha, wissen's, mei Lieber, mir san prämiert worden!“

Der vorsichtige Gatte. Arzt (aus dem Krankenzimmer kommend): „Ihre Frau darf also heute kein Wort sprechen; lassen Sie das ja nicht außer acht!“ — Gatte (zögernd): „Ach, mein bester Herr Doktor, möchten Sie ihr das nicht lieber selbst sagen?“

Maria Antoinette ließ eines Abends in ihrem kleinen Privattheater die kleine Oper „Rasa und Cola“ aufführen, in der sie selbst eine Rolle übernommen hatte. Die Königin hatte eben eine Arie gesungen, als plötzlich ein scharfes Zischen durch den Saal tönte. Die glänzende Versammlung von Fürsten, Herzögen, Hofleuten und Rittern saß starr. Aber die Königin, die wußte, daß nur ein einziger in dieser Gesellschaft es wagen konnte, zu zischen, trat resolut vor und sagte mit lauter Stimme: „Sire, da Sie mit meinem Gesange nicht zufrieden zu sein scheinen, so bemühen Sie sich bitte nach dem Eingang und lassen Sie sich Ihr Eintrittsgeld zurückerstatten.“ — Donnernder Applaus, in welchem der König nicht zum wenigsten mithalf, belohnte die Geistesgegenwart und den Mut der geliebten Königin und ungestört nahm das Stück seinen Fortgang. Stj.

Gleichheit der Chancen. Hutchinson, Provost von Dublin, war mit Fisdale, dem irischen Attorney-General, in einen heftigen Streit geraten, in dessen Folge er seinem Gegner eine Forderung zusandte. Fisdale lehnte es jedoch ab, sich zu duellieren. Dies geschah nach seiner wohlüberlegten Erklärung nicht deshalb, weil er ein alter Mann sei, — das sähe er im Gegenteil für einen Vorteil an; denn je älter jemand sei, desto weniger Leben setze er beim Zweikampfe aufs Spiel, — sondern deshalb, weil ein ernster Ausgang der Sache ihm keinesfalls den gleichen Gewinn bringen könne, wie möglicherweise Herrn Hutchinson. „Wenn ich Hutchinson töten sollte,“ lautete die Begründung, „dann hätte ich weiter nichts davon, als eben das Vergnügen, ihn beseitigt zu haben; tötete aber Hutchinson mich, dann hat er Anwartschaft auf meine Stelle und bekommt sie vermutlich auch. Eine solche Ungleichheit der Chancen darf ich selbstverständlich nicht zulassen.“ — Solche sorgfältige Prüfung der Chancen sollten sich alle Duellanten zum Muster nehmen, und das Unwesen des Duellierens würde bald verschwinden. K.



Wachholderlikör einfacher Art. 1 Liter bester Fruchtbranntwein wird mit 1 großen Kaffeetasse voll noch grüner Wachholderbeeren angesetzt, 2 Eßlöffel zerstoßener, weißer Kandiszucker dazu gegeben und 3 Wochen an die Sonne gestellt. Kümmel und Anislikör wird auf dieselbe Art bereitet.

Mittel gegen den Bandwurm. Man esse jeden Morgen, etwa dreißig Tage hindurch, 4—5 Kürbiskerne; dieses sehr einfache Mitel soll sich schon in vielen Fällen als sehr wirksam erwiesen haben.

Den Geruch der Karbolsäure hassen die Bienen, welchen Umstand man in verschiedenen Fällen sich zu Nutze machen kann. Hat sich ein Schwarm in eine Baumhöhle gezogen, so bohre man unterhalb derselben ein Loch und gieße oder spritze etwas Karbolsäure hinein. Der Schwarm verläßt augenblicklich die Höhle. Hat sich ein Schwarm an einer Stelle angelegt, wo man ihn sehr schwer fassen kann, so halte man ein mit etwas Karbolsäure getränktes Schwämmchen mittelst einer Stange an die Stelle; der Schwarm verläßt sofort den Platz und legt sich infolge seiner Ermüdung in den allermeisten Fällen niedriger an. Hält sich ein Großteil der Schwarmbienen, nachdem man den Weisel bereits eingefangen hat, lange noch am Aste, so zwingt man sie durch Hinhalten eines Karbolschwämmchens zum raschen Einziehen in den Stock. Bei Arbeiten am Bienenstande rasend gewordene Völker besänftigt man ebenfalls am schnellsten mit dieser Flüssigkeit.

Das Seilspringen der Mädchen ist eine Unsitte, welche die bedauerlichsten Folgen nach sich ziehen kann und deshalb von Eltern und Erziehern unter keinen Umständen gelitten werden sollte. Das neunjährige Töchterchen eines Berliner Gastwirts hat diese Unsitte mit dem Tod büßen müssen. Obgleich von den Eltern gerade wegen des Seilspringens und Steinstoßens streng beaufsichtigt, wußte das Kind doch immer sich ein Seil zu beschaffen, um dem genannten Vergnügen zu huldigen. Plötzlich klagte es über Schmerzen im Leibe, der Arzt konstatierte Darmverschlingung infolge des Seilspringens und ordnete die Ueberführung in das Moabiter Krankenhaus an, wo dem Kinde auf operativem Wege der Darmknoten entfernt wurde, doch gelang es der ärztlichen Kunst nicht mehr, das junge Leben zu retten.

Vexierbild.



Wo ist Zuleika?

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Eine polit. Korporation im deutschen Reich.
2 7 8 3 2 6. Ein Planet.
3 8 9 9 5 7. Ein Reptil.
4 5 6 5 7 9 5 2 7. Ein Flüchtling.
5 7 4 1 5 5 7 5. Wald- u. Gartenfrucht.
6 9 7 8 2 6 6. Ein Vogel.
7 8 6 9 8 9 9. Stadt u. Festung in Baden.
8 6 1 5 6 9. Ein Mineral.
9 8 9 8 7 5 3. Asiatischer Völkerstamm.

Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—9.

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

A	N	**N**	O	**N**	A	Y
S	P	**A**	N	**I**	E	N
K	O	**P**	E	**K**	E	N
L	E	**O**	P	**O**	L	D
M	E	**L**	I	**L**	L	A
W	I	**E**	L	**A**	N	D
P	R	**O**	D	**U**	K	T
P	I	**N**	A	S	**S**	E

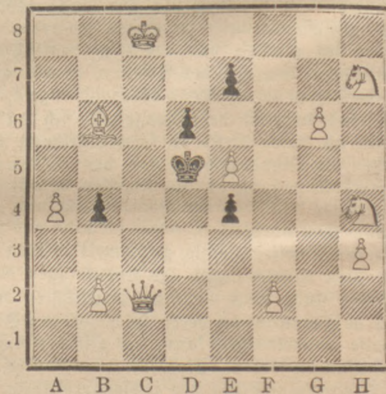
Anagramm.

Du kennst mich schönen deutschen Fluß,
An dessen Ufern Reben prangen;
Ich bin, giebst du mir andern Fuß,
Im Altertum durchs Meer gegangen. —
Julius Falck.

Problem Nr. 13.

Von K. Stael.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Hebel, Nebel. — Des Scherz-Homonyms: Das „D“.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.